

Abschied vom christlichen Glauben

Mein Weg zum Islam

Vorbemerkung der Redaktion:

Statt eines Manuskriptes seiner frei gehaltenen Rede empfahl Mohammed Herzog die Veröffentlichung des Textes einer Broschüre aus der Islamischen Gemeinschaft deutschsprachiger Muslime Berlin e.V. mit dem Titel: „Ich bin ein Muslim...“, Stefan Schlang im Gespräch mit Mohammed Herzog, Berlin 1997. Die hier enthaltenen Informationen und Positionen entsprechen weitgehend denen seines Vortrags auf der Tagung in Bensheim.

„Ich bin ein Muslim, der das weite Feld sieht“

Schon lange ist der Islam für Europäer keine ganz unbekannt Religion mehr, doch für die meisten ist er nach wie vor eine fremde Religion: die Religion von fremden Menschen in weit entfernten Ländern, oder solchen, die nun bei uns leben, uns dennoch aber weitgehend fremd geblieben sind. Nicht wenige sehen im Islam sogar eine Gefahr, sei es für Demokratie und Frieden, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, oder ganz allgemein für die Errungenschaften der Aufklärung. Spannungen in den arabischen Ländern, wo der Fundamentalismus politisch stärker wird, Terroranschläge von Muslimen in Israel, Europa und in den USA, der Mordaufruf gegen Salman Rushdie, all dies verstärkt solche Befürchtungen.

Angesichts dieses Bildes vom Islam mag es schwer vorstellbar sein, dass es in Deutschland Menschen gibt, die sich vom Christentum abwenden und sich zum Islam bekennen. Doch es gibt sie in gar nicht so unbedeutender Anzahl. Allein in Berlin leben über 4 000 deutsche Muslime, in der gesamten Bundesrepublik sollen es mehr als 90 000 sein. Was mag diese Menschen zum Übertritt zum Islam bewegen? In vielen Fällen sind es sicherlich gar keine religiösen Gründe, die zu diesem Schritt führen. Oftmals soll er die Heirat mit einem muslimischen Partner ermöglichen. Doch daneben gibt es Menschen, die im Islam das Ziel ihrer religiösen Suche finden und allein deshalb konvertieren.

Einer von Ihnen ist der 53jährige Mohammed Herzog in Berlin, der sich vor achtzehn Jahren zum Islam bekannte. Heute ist er Vorsitzender des Vereins „Islamische Gemeinschaft deutschsprachiger Muslime/Freunde des Velle Berlin e.V.“

Die Stationen seiner religiösen Karriere beschreibt Mohammed Herzog folgendermaßen: Aufgewachsen ist er in Berlin als Kind einer protestantischen Familie, hatte aber zunächst kein Interesse an Religion. Dies kam erst später, als er mit vierzehn Jahren nach Westdeutschland in eine landwirtschaftliche Lehre ging. Das Dorf, in das er kam, war durch und durch

katholisch, und sein Lehrherr, der gleichzeitig auch Bürgermeister des Dorfes war, wollte ihn dazu bewegen, katholisch zu werden, was er jedoch ablehnte. Stattdessen fuhr er sonntags 45 Minuten mit dem Fahrrad bis zur nächsten evangelischen Kirche.

„Eigentlich ist mein Chef schuld daran gewesen, dass ich religiös wurde. Vorher hatte ich kein Interesse daran.“ Einige Jahre danach verließ er die evangelische Kirche und schloss sich der evangelischen Freikirche der Baptisten an. Über diese Gemeinde lernte er Anfang der sechziger Jahre die amerikanische Missionsgesellschaft „Operation Mobilisation“ kennen, für die er dann als einer der ersten Deutschen aktiv wurde. Er erhielt eine Ausbildung und wurde schließlich Jugendmissionar, eine Tätigkeit, die ihn zunächst nach Österreich, später dann nach Belgien, Holland, Dänemark, Frankreich, England und in die Türkei führte. Insgesamt übte er diese Tätigkeit über vier Jahre lang aus.

Als die Gesellschaft ihre missionarischen Aktivitäten auch auf arabische Länder auszudehnen begann, war für Mohammed Herzog eine Grenze erreicht. Schon in der Türkei hatten die Missionare erheblichen Gegenwind verspürt: Sie wurden zeitweise verhaftet, ihre Bücher wurden ihnen abgenommen und verbrannt. Manchmal hatten sie sogar physische Gewalt zu erdulden. Diese Erfahrungen führten bei Mohammed Herzog zu dem Entschluss, für diese Arbeit nicht mehr Kopf und Kragen riskieren zu wollen und stattdessen nach Berlin zurückzukehren. Das tat er dann jedoch nicht sofort, sondern er schloss sich in der Schweiz einer anderen Missionsgesellschaft an. Nach weiteren zwei Jahren ging er schließlich nach Berlin zurück, wo er zunächst nebenberuflich diese Missionsgesellschaft vertrat. Dort hatte er allerdings keinen Kontakt mehr zur Baptistengemeinde. Und als er dann in einem evangelischen Krankenhaus als Krankenpfleger arbeitete und man feststellte, dass er gar kein Mitglied der Kirche war, vollzog er erneut einen Wechsel: „Ich war dann eben wieder evangelisch.“

In der Folge arbeitete er als Gemeindeglied in der evangelischen Landeskirche in Berlin, und während dieser Zeit lernte er mehrere Türken kennen. Der Kontakt mit ihnen weckte sein Interesse am Islam, und er kaufte sich eine Koranübersetzung. Die Lektüre des Koran war für ihn das Schlüsselerlebnis:

„Mein Interesse am Islam fing nun an, so dass ich mir einen Koran – in deutscher Übersetzung – besorgte und durchlas. Dabei stellte ich fest, dass das, was ich im Koran las, dasjenige war, woran ich schon immer glaubte. Denn, wie gesagt, in der Kirche und in der Freikirche hatte ich immer Schwierigkeiten. So gibt es zum Beispiel keine Trinität, keine Kreuzigung und keinen Vermittler.“

Diese Erkenntnis, dass er im Koran eigene Vorstellungen bestätigt fand und ihm dort Lösungen für Probleme angeboten wurden, die er mit christlichen Vorstellungen hatte, ließ in ihm den Wunsch entstehen, Muslim zu werden.

Möglicherweise beeinflusst von seinen Erfahrungen bei den Baptisten und in den Missionsgesellschaften, wo Bekehrungen im persönlichen Gespräch angestrebt wurden, erschien es ihm aber notwendig, vor einem Übertritt Muslime und Ihr religiöses Leben durch persönlichen Kontakt besser kennenzulernen. Zu diesem Zweck reiste er 1977 nach Jordanien. Doch hier erlebte er eine große Enttäuschung:

„Als ich das allererste Mal nach Jordanien kam, war gerade Ramadan, also die Zeit des jährlichen Fastens. Da ich vorher schon den Koran gelesen hatte, wusste ich, was Ramadan ist. Nicht nur durch den Koran, sondern auch durch einige Broschüren über den Islam hatte ich diesbezügliche Informationen erhalten.

Nun also war ich in Jordanien angekommen und war doch erstaunt, als ich sah, wie – trotz Fastenzeit – die Leute auf der Straße aßen und rauchten. Und da dachte ich: ‚Das ist ja merkwürdig, ich denke, die Leute sollen hier so religiös sein, und dennoch ist kein Fasten festzustellen, insbesondere bei den Leuten hier auf der Straße.‘ Mir fiel aber auch ein, dass im Koran für muslimische Frauen und Männer unter bestimmten Umständen Befreiung gewährt wird, zum Beispiel bei einer Krankheit, oder wenn man auf Reisen ist. Nun dachte ich aber, so viele kranke Leute wie hier auf der Straße kann es in Jordanien nun auch wieder nicht geben; das ist doch unmöglich. Eigentlich könnte ich, so gesehen, ja auch Christ bleiben, da es auch hier mit der Gläubigkeit nicht weit her ist.“

Nach diesen enttäuschenden Erfahrungen und seiner Rückkehr nach Deutschland vertiefte er sein Studium des Koran. Nun erkannte er, dass der eingeschlagene Weg falsch war.

„Mein Fehler war eigentlich immer, dass ich mir die Menschen gemäß ihren Außerlichkeiten betrachtet habe. Als ich den Koran das erste Mal durchlas, tat ich dies so, wie man ein normales Buch liest. Aber beim zweiten Mal habe ich interesshalber im Koran Sachen gefunden, wo ich mir dann sagte: ‚Na ja, was schaust du denn nur auf die Menschen? Schau auf dich selber, was deine Probleme anbelangt, und nicht so sehr, was die anderen machen!‘ Dies war auch der Grund, nicht an die Notwendigkeit eines Vermittlers zu glauben.“

Sein Fehler bestand also darin, dass er den falschen Maßstab gewählt hatte. Nicht andere Menschen, sondern der Koran war von nun an für ihn die alleinige Richtschnur. Der Koran wiederum verwies ihn zurück auf sich selbst. Der einzelne ist selbst verantwortlich für das, was er tut.

Genau darin sieht er heute die besondere Attraktivität des Islam. Der Koran als göttliche Offenbarung macht jeden weiteren Vermittler zwischen dem einzelnen Gläubigen und Gott unnötig. Daraus folgt, „dass eigentlich alles, was der Muslim macht, eine Sache zwischen sich selber ist und Gott.“

1978 reiste er erneut nach Jordanien, um dort den Übertritt zum Islam zu vollziehen. Doch der islamische Geistliche, vor dem er die Schahada, das islamische Glaubensbekenntnis, sprechen wollte, zweifelt an seiner Ernsthaftigkeit und fordert ihn auf, nach einem Jahr noch einmal wiederzukommen. Dies tat er und wurde 1979 während seiner dritten Reise nach Jordanien Muslim.

So wie Mohammed Herzog seinen religiösen Weg schildert, scheint der Übertritt zum Islam ohne größere Brüche in seinem Leben vonstattengegangen zu sein. Aus seiner Sicht ist er die logische Konsequenz aus einer langjährigen Suche nach dem richtigen Weg zu Gott. Sein Übertritt zum Islam hat sich offenbar nicht negativ auf seine persönlichen Beziehungen zu Freunden und Verwandten ausgewirkt. Zumindest schildert er keine entsprechenden Erfahrungen. Ganz im Gegenteil, er erwähnt lobend das tolerante Verhalten seiner Arbeitskollegen, die Rücksicht auf ihn nahmen, wenn er während des Ramadan fastete, und es vermieden, in seiner Gegenwart zu essen, obwohl er gesagt hatte, dass ihm dies nichts ausmache.

Auch in seinen äußeren Lebensumständen änderte sich zunächst nicht viel. Die Erfüllung der religiösen Pflichten eines Muslim, das fünffache tägliche Gebet, das Einhalten des Fastenmonats Ramadan, die Abgabe der Almosensteuer und die Pilgerfahrt nach Mekka, die zusammen mit dem Glaubensbekenntnis „die fünf Säulen des Islam“ genannt werden, führt nicht zwangsläufig zu Konflikten mit der Umwelt. Pilgerfahrt und Almosensteuer beeinflussen ohnehin nicht das alltägliche Leben des Muslim. Anders ist es mit dem Gebet und dem Fasten.

„Wissen Sie, in der muslimischen Welt, wie auch sonst in anderen muslimischen Ländern, ist es so, dass ich nicht von vornherein einen Gebetskalender benötige, da ich den Muezzin rufen höre und dann weiß, dass nun das entsprechende Gebet stattzufinden hat. Hier in Deutschland werden Sie kaum den Ruf zum Gebet hören, was insbesondere dadurch begründet ist, dass die meisten Moscheen in Läden untergebracht sind und darum keine Minarette haben. Aber selbst, wenn vom Bau her eine Moschee mindestens ein Minarett hat, wird von dort der Ruf zum Gebet kaum vollzogen werden, da sich die Leute darüber aufregen. Das finde ich unverschämt.

Denn wenn ich hier mein Fenster geöffnet habe, kann ich von drei nahegelegenen Kirchen sowohl das Läuten als auch in gewissen Maßen den Gottesdienst hören, insbesondere die Gesänge, die z. B. von der Kirche gegenüber im Sommer wegen der geöffneten Kirchenfenster sehr deutlich zu hören sind. Darüber regt sich niemand auf, egal wie sein Verhältnis zur Kirche ist, und auch ich rege mich deswegen nicht auf. Aber auch andere Schwierigkeiten gibt es: In der muslimischen Welt wird während des Fastenmonats Ramadan weniger gearbeitet, dagegen ist hierzulande die volle Arbeitszeit einzuhalten, wenn keine Vereinbarungen diesbezüglich mit dem jeweiligen Arbeitgeber getroffen worden sind. Dasselbe gilt auch für das während der Arbeitszeit vorgesehene Gebet, aber auch vor allem für das am Freitag Mittag stattfindende Gemeinschaftsgebet im Zusammenhang mit der Predigt. Gemäß dem Koran – 62. Sure – soll ein Muslim an diesem Gemeinschaftsgebet teilnehmen, an dem auch Frauen teilnehmen dürfen, und das dazu dienen soll, die religiöse Auffassung und das rechte Verhalten zu bestärken. In der muslimischen Welt, z. B. in Jordanien, ist am Freitag gegen halb zwölf die Arbeitszeit beendet, und die meisten Muslime bereiten sich darauf vor, zur nächstgelegenen Moschee zu gehen und die Predigt zu hören.“

Doch hier vertritt Mohammed Herzog einen liberalen Standpunkt und beruft sich dabei auf den Koran. Er verweist auf die unterschiedlichen Situa-

tionen, in denen sich Muslime in der arabischen Welt und Muslime in Europa befinden.

„Ich bin auch immer der Meinung, man soll nie einen Vergleich machen mit der muslimischen Welt und mit uns hier. Wir müssen ein anderes System finden, wie es hier gemacht werden kann, was auch nicht gegen den Koran ist, regulär. Es ist eine andere Situation hier bei uns, wo wir das anders auslegen können, und auch anders entscheiden können als in der muslimischen Welt, weil in der muslimischen Welt das ganze Leben auf die Religion eingestellt ist. Hier bei uns ist es nicht so, und nun muss ich einen Mittelweg finden, um auch meine Religion hier leben zu können.“

Dazu bietet der Koran dem einzelnen nach Mohammed Herzog ausreichend Spielraum, und so wandelt sich der Nachteil in einer nicht-islamischen Umwelt zu leben, für ihn sogar in einen Vorteil:

„Wann können wir unsere fünf Gebete machen, die uns vorgeschrieben sind? Da gibt es aber eine Erleichterung, dass ich meine Gebete später machen kann. Ich lebe hier nun mal in einer Minderheit, aber trotzdem muss ich sagen, dass ich hier als Muslim freier leben und sogar besser leben kann und meine Religion besser – ja wie soll ich sagen? – ausleben kann als in der muslimischen Welt. In der arabischen Welt ist man immer unter Druck, insbesondere politisch gesehen, hier aber nicht.“

Er kritisiert die manchmal vertretene Vorstellung, die Regeln müssten auch hier so befolgt werden, wie sie in islamischen Ländern gelten. Er erwähnt das Beispiel einiger türkischer Arbeiter im Ruhrgebiet, die wegen ihrer Arbeit am Hochofen das Fastengebot während des Ramadan nicht einhalten konnten und deshalb ihren Imam, der erst kurz vorher nach Deutschland gekommen war, um Rat gefragt hatten. Dieser verlangte nun von ihnen, trotz ihrer schweren Arbeit das Fastengebot einzuhalten. Mohammed Herzog konnte in diesem Fall vermitteln und den Imam davon überzeugen, dass die Arbeiter wirklich nicht fasten konnten und der Koran dies auch gar nicht verlangte.

„Dann haben wir den Imam mitgenommen an den Hochofen. Nach kurzer Zeit hat er gesagt: ‚Ihr braucht nicht zu fasten, könnt dies später nachholen.‘ Diese Freiheit haben wir vom Koran. Da brauchen wir niemanden zu fragen. Das ist diese große Freiheit, die wir im Islam haben. Dass steht ja alles klipp und klar im Koran. Da heißt es, wenn ich krank bin, brauche ich nicht Ramadan zu machen, und so weiter.“

Weitere von ihm angeführte Beispiele dafür, dass Anpassungen nötig und möglich sind, betreffen das Gebot, nur geschächtetes Fleisch zu essen, und die Frage, ob Frauen einen Schleier tragen müssen. Die Entscheidung, wie die Gesetze unter den hiesigen Umständen ausgelegt werden müssen, kann nach seiner Auffassung nur jemand fällen, der die Situation und das Land genau kennt. Deshalb müsste, wenn z. B. die islamische Gemeinde in Berlin ein Oberhaupt hätte, dies entweder ein Deutscher sein oder jemand, der hier aufgewachsen ist. Mohammed Herzog unterscheidet deutlich zwischen den Formen islamischer Religiosität, die kulturell bedingt und Bestandteil einer lokalen oder regionalen Kulturtradition sind, und

den universell gültigen Lehren des Islam, wie sie im Koran festgelegt sind. Nur sie haben für ihn verbindlichen Charakter. Davon trennt er außerdem alles, was von Menschen geschaffen worden sei, z. B. die Unterscheidung zwischen Sunniten und Schiiten oder die zwischen den einzelnen Rechtsschulen des Islam. Für ihn sind diese Unterscheidungen belanglos. Nach seiner eigenen Position befragt, bezeichnet er sich ausdrücklich als „Muslim, und nur Muslim“ und meint damit einen Gläubigen ohne feste Bindung an eine Rechtsschule.

Die unter Hinweis auf die militärischen Konflikte im Nahen Osten, z. B. den Golfkrieg, häufig geäußerte Kritik am Islam weist er zurück. Auch dies habe nichts mit der Religion zu tun:

„Regulär dürfte es gar nicht sein, dass zwischen Muslimen ein Krieg stattfindet. Aber dass die Religion missbraucht wird für politische Zwecke, ist schon immer so gewesen, speziell innerhalb der Religionen. Deswegen bin ich eigentlich immer ganz froh, dass ich sagen kann, dass ich nicht Muslim geworden bin, weil ich Muslime kenne, sondern weil ich den Koran gelesen habe. Das ist ein ganz großer Unterschied. Wenn ich manche meiner muslimischen Brüder und Schwestern sehe, komme ich zu der Auffassung, dass ich durch sie gemäß ihrem nicht vom Koran gedeckten Verhalten nicht vom Islam überzeugt worden wäre.“

Wie schon gesagt, muss der Islam, um hier gelebt werden zu können, nach Mohammed Herzogs Auffassung den Bedingungen der westlichen Welt angepasst werden, ohne dabei gegen den Koran zu verstoßen. Dazu seien Kompromisse nötig, aber auch möglich. Diesem Ziel, nämlich nach Möglichkeiten zu suchen, hier in Deutschland als Muslim zu leben, dient der von Ihm 1979 mitbegründete Verein „Islamische Gemeinschaft deutschsprachiger Muslime/Freunde des Islam Berlin e.V.“

„Und so haben wir auch diesen Kreis dann im November 1979 gegründet [...] Wir sind, soweit ich dies überblicken kann, einer der aktivsten Kreise in Deutschland, und wir sind auch in der muslimischen Welt bekannt, da über uns viel berichtet wird.“

Organisiert ist der Verein zum einen als religiöse Gemeinde, zum anderen als internationaler Freundeskreis von Muslimen und Nicht-Muslimen. Dieser doppelten Struktur entspricht die zweifache Zielsetzung, eine Gemeinschaft zu sein und Hilfe zu bieten für Muslime, sowie Informationen für und Dialog mit Nicht-Muslimen zu ermöglichen. Dazu finden regelmäßig Diskussionen statt, bei denen im Koran gelesen wird und Fragen des muslimischen Lebens besprochen werden.

Diese Organisation ist ein Beispiel dafür, wie sich Mohammed Herzog die Integration des Islam in die westliche Welt vorstellt. Seine Ideen sind stark von den Erfahrungen geprägt, die er während seiner Zugehörigkeit und seiner Mitarbeit bei verschiedenen christlichen Konfessionsgemeinschaften gesammelt hat. Nicht nur die Form der Gemeinschaft ist ungewohnt für Muslime, die Berliner Gemeinde ist auch in anderer Hinsicht innovativ und hat z. B. die erste islamische Telefonseelsorge eingerichtet:

„Das gibt es in der ganzen muslimischen Welt nicht wie hier in Berlin. Ich komme hierauf wieder zurück, weil ich vieles bei der Kirche gesehen habe und auch weiß, wie ich immer sage, sie haben es mal ausprobiert und es hat geklappt, nun brauche ich doch keine neuen Sachen auszuprobieren. Ich habe es ja mal kennengelernt. Nun kann man das ja umdrehen. Man kann ja auch vieles von der Kirche nehmen.“

Dort, so sagt er selbst, hat er viel über mögliche Formen der Organisation, über Jugendarbeit und Öffentlichkeitsarbeit gelernt. Dies möchte er nun in den Islam einbringen. Und in vielen Punkten, so meint er, haben sich diese Ideen unter den hiesigen Muslimen auch schon durchgesetzt, was gelegentlich zur Befreiung von allzu streng ausgelegten Regeln führen kann. Das wiederum begrüßt er ausdrücklich: „Man muss doch das Leben auch genießen können. So habe ich den Islam kennengelernt.“

Mit der Hinwendung zum Islam war bei Mohammed Herzog keine schroffe Abkehr vom Christentum verbunden, was auch nicht dem islamischen Verständnis vom Christentum als einer vorherigen Offenbarung Gottes entsprochen hätte. Andererseits lehnt er bestimmte, zentrale Bestandteile der christlichen Lehre ab, z. B. die Vorstellung von der Erbsünde und den Kreuzestod Jesu:

„Denn wir sind ja im Islam der Meinung, dass es keine Erbsünde gibt. Wie kann ein kleines Kind, das geboren wird, Sünden mitbringen? Die Erbsündenlehre gehörte mit zu den Sachen, mit denen ich innerhalb der Kirche Schwierigkeiten hatte. Auch die Kreuzigung fand ich schon immer merkwürdig. Ich fragte mich immer, wie kann ein Mensch, der gestorben ist, egal ob durch Kreuzigung oder auf normale Weise, wiederkommen? Wenn der tot ist, ist der tot und kann doch nicht wiederkommen. Das Neue Testament sagt: ‚Ja, Jesus kommt wieder.‘ Dasselbe lesen wir auch im Koran, also dass Jesus auch wiederkommen wird, und zwar als der Erlöser der Gläubigen. Die Überzeugung haben wir Muslime auch.“

Auf weitere Punkte angesprochen, an denen er sich im Christentum gestört hat und die bei seinem Übertritt zum Islam eine Rolle gespielt haben, antwortet er:

„Zum einen das Gebet, das in Verbindung damit zu verrichten sei, dass ich einen Fürsprecher haben muss oder dass Jesus für mich ans Kreuz gegangen ist, dass ich dadurch sündenfrei werde. Auch das konnte ich nicht begreifen und hatte damit ebenfalls Schwierigkeiten. Als einfacher Christ hatte ich diese Schwierigkeiten nicht gehabt, aber diese traten meistens später auf, als ich sehr aktiv in der Kirche gearbeitet hatte, insbesondere als Prediger und als Missionar, und als ich andere ausbilden musste. Dabei traten dann für mich die Schwierigkeiten auf, z. B. als ich die Trinität erklären musste. Als ich bei Kursen auf der Missionsschule darüber hörte, fragte ich im Stillen immer: ‚Wo habt ihr bloß die Trinität her?‘ Denn darüber steht nichts in der Bibel, und das ist somit erst viel später in die Kirchenlehre gekommen. Manchmal frage ich einen Pfarrer oder einen Pastor, was die Trinität zu bedeuten habe. Dann antwortet der, er selbst könne dies nicht erklären, worauf ich erwidere: ‚Von irgendwoher müsst ihr das doch herbekommen von wegen: Gott Vater, Sohn, Heiliger Geist.‘ – Es gibt ja Christen, die auch der Meinung sind, dass Jesus Gott sei, was ich auch nicht ver-

stehen kann. Es wird dann so ausgelegt, Gott habe die Menschen nicht mehr leiden können, obwohl er sie doch selbst erschaffen hat, so dass er als menschliches Wesen in der Person von Jesus auf die Erde heruntergekommen ist. Gewiss, auch andere Glaubensgemeinschaften haben derartige Auffassungen, zum Beispiel die Hare-Krishna-Gruppe. Wenn ich mich damit befasse, unter anderem auch entsprechende Schriften mir durchlese, dann merke ich, dass dies unmöglich ist, und sage: ‚Also Kinder, irgend etwas stimmt bei euch nicht.‘ Zum Beispiel ist fraglich, wenn behauptet wird, dass Jesus Gott sei und die Kreuzigung tatsächlich stattgefunden habe. Zu wem hat Jesus dann gerufen: ‚Vater, Vater, warum verlässt du mich?‘, wenn er doch Gott selbst gewesen sein soll. Wenn er also Gott selbst gewesen sein soll, dann müsste es doch noch mindestens einen weiteren Gott geben. Auch wenn die Christen behaupten, die Trinität habe mit dieser Vorstellung von Gott nichts zu tun und alles sei nur eine Person, so kann ich nicht von dem Gedanken wegkommen, dass es sich hierbei doch um mehrere Götter handelt. Ich bin der Meinung und stehe damit nicht allein, dass Jesus nicht Gott sein kann, ebenso wie ich auch sage, dass weder Abraham noch Mohammed Gott gewesen sind, und dass Jesus ebenso wie diese beiden ein Prophet gewesen ist, und zwar mit der bedeutendste gemäß dem Koran.“

Seine heutigen Vorstellungen sind nach eigener Darstellung nicht das Ergebnis seiner Konversion, sondern waren deren Voraussetzung. Der Übertritt erfolgte, weil er seine eigenen Zweifel an den christlichen Ideen im Koran bestätigt fand. Im Grunde vertritt Mohammed Herzog im Verhältnis zum Christentum orthodox islamische Positionen: Judentum und Christentum enthalten als monotheistische Buchreligionen einen Teil der Wahrheit, die alttestamentlichen Propheten und Jesus waren Vorläufer Mohammeds. Daraus folgt, dass die Geschichte des Islam nicht erst mit Mohammed begann, sondern dass es schon vorher Muslime gab:

„Deswegen sind wir ja auch der Meinung und sagen, vom Islam her, also von der Religion und vom Koran her, dass eigentlich jeder Mensch, jeder Gläubige ein Muslim ist. Somit braucht er eigentlich gar nicht mehr zum Islam überzutreten. Regulär ist er auch von Geburt an Muslim, wenn er an den einzigen Gott glaubt. Denn Adam war Muslim, Noah war Muslim – Sure 10:71 – Abraham war Muslim, Moses war Muslim, Jesus war Muslim, sowie alle anderen Propheten, wie auch immer sie geheißen haben, die vor ihrem jeweiligen Volk oder Volksstamm in dieser Welt seit Adam bis Jesus und Mohammed aufgetreten sind. Denn sie alle haben ja verkündet, dass es nur einen Gott gibt. Und das ist ja auch die eigentliche Verkündigung des Islam. Wenn das Judentum nicht dagewesen wäre, dann hätte es kein Christentum gegeben und dann auch nicht die vom Propheten Mohammed verkündete Form des Islam. Das alles sind die eigentlichen Bestandteile: Das Judentum ist gekommen, die Menschen haben daran geglaubt. Moses starb, war somit weg, und die Menschen seiner Gemeinschaft waren dann wieder alleine und hatten keinen Führer gehabt. Sie wurden dann immer wieder ungehorsam, so dass immer wieder Propheten auftreten mussten, um sie moralisch aufzurüsten. So ist es immer weiter gegangen, bis dann bei den Juden Jesus auftrat und nach Jesus abschließend Mohammed. Also man muss sagen, dass der Islam ein Bestandteil des Judentums und des Christentums ist. Das ist meine Überzeugung.“

Zu dieser Tradition möchte er – aber er betont, dass dies seine persönliche Meinung ist – sogar noch Hinduismus und Buddhismus hinzuzählen, allerdings „in ihrer ursprünglichen Form“. Denn auch diese Religionen hätten Heilige Schriften, und der Koran erwähne neben 24 namentlich genannten Propheten mehr als 1 200 weitere. Darüber hinaus findet er auch in diesen Religionen Hinweise auf den Glauben an einen einzigen Gott.

Das islamische Verständnis von Judentum und Christentum als verwandte Religionen ist die Basis für sein großes ökumenisches Engagement: Unter anderem ist er ständiger Mitarbeiter des interreligiösen Gesprächskreises „Juden-Christen-Muslime“, der sich einmal im Monat trifft und ein bestimmtes Thema behandelt. Er ist auch beteiligt am „Ökumenischen Forum“ einer Initiative im Ostberliner Stadtteil Marzahn. Er führt christlich-muslimische Trauungen durch und hält Vorträge in Schulen und anderen Institutionen.

Andererseits sind seine ökumenischen Aktivitäten natürlich auch Bestandteil seiner Bemühungen, Muslimen die Möglichkeit zu verschaffen, ihre Religion in der hiesigen Gesellschaft zu leben. Die Form des Islam, die er vertritt, berücksichtigt die individuellen Lebensbedingungen des einzelnen und wirkt gleichzeitig gemeinschaftsbildend. Sie erkennt den Absolutheitsanspruch des Koran an, sieht aber auch die Notwendigkeit zum Dialog in einer pluralistischen Gesellschaft. Dieses Spannungsverhältnis charakterisiert „das weite Feld“, in dem Muslime in Deutschland leben.